C.H.BECK
www.chbeck.de

Unverkäufliche Leseprobe

Beatrix Langner
Jean Paul
Meister der zweiten Welt

608 Seiten, in Leinen
ISBN: 978-3-406-63817-6

Weitere Informationen finden Sie hier:
http://www.chbeck.de/10262799

© Verlag C.H.Beck oHG, München

1. DIE VÄTER

Markgrafschaft Brandenburg-Bayreuth, um 1727

Schön schlängelt sich die neugeborene Saale durch das Fichtelgebirge, ein rieselnder Bach, vorbei an Zell, Weißenstadt, Voitsumra, Ruppertsgrün, Schwarzenbach. Aus den Weber- und Färberdörfern nimmt sie die Rückstände von Krappwurzel und Färberdistel, Berberitze, Ahornwurzel und Rainfarn, Purpurschnecke und Eisenspänen mit und wandert, bald zwischen waldigen Hügeln verengt mit schäumendem Gefälle, bald friedlich in allen Farben des Regenbogens spielend zwischen breiten Wiesen, durch die fränkischen, thüringischen und sächsischen Teile des Vogtlands der Elbe entgegen. Im späten Mittelalter von kaiserlichen Vögten regiert, die es im 14. Jahrhundert an die Burggrafen von Zollern verkauften, umfasst das Vogtland die Gegend von der unterfränkischen Stadt Hof über den preußischen Kreis Ziegenrück, das weimarische Amt Weida bis zu den Reußischen Grafschaften und der Tuchmacherstadt Plauen in Sachsen.

Biblische fünfzehn Jahre muss Johann Richter, Sohn des Schönfärbers Johann Richter aus Schwarzenbach an der Saale und der Weißenstädter Schustertochter Anna Kießling, bei einem Hungerlohn um Magdalena Margaretha Hugo dienen, die Tochter des Dorfpfarrers von Rehau. Erst die Berufung zum Rektor der Winkelschule in Neustadt am Culm verhilft ihm mit vierzig Jahren in den heiligen Stand der Ehe. Seit hundert Jahren leben seine Vorfahren als Schön- und Schwarzfärber, Schultheißen, Handwerker, Förster und Tuchweber am Oberlauf der Saale, wo die Kunst des Färbens von einer Generation auf die nächste vererbt wird. Vier Monate nach Amtsantritt wird am 16. Dezember 1727 in Neustadt sein erster und einziger Sohn Johann Christian Christoph Richter geboren. Nach dem Geschlechtsregister soll ihm 1715 eine Schwester Rebekka vorausgegangen sein und noch

bis 1793 in Schwarzenbach gelebt haben; sie wäre demnach zu Lebzeiten des Rehauer Seniors – er starb 1718 – unehelich geboren worden, was erklären würde, warum sich der Traum von einer eigenen Schulmeisterei für Jean Pauls Großvater Johann Richter so spät erfüllte.[1]

Christoph Richters Kindheit fällt in eine turbulente Zeit der Regierungswechsel. Die Markgrafschaft Brandenburg-Bayreuth wird von einer Linie der Hohenzollern regiert, einem schwäbischen Adelsgeschlecht, das im hohen Mittelalter von Kaiser Heinrich VI. mit der Burggrafschaft Nürnberg belehnt worden war. Seit Burggraf Friedrich VI. 1415 dazu noch die Grenzmark Brandenburg sein Eigen nennen durfte, nannten sich die Grafen von Zollern auch in ihren fränkischen Besitzungen Markgrafen. Unter den Nachkommen seines Sohnes, des Markgrafen Albrecht I. Achilles, wurde die fränkische Markgrafschaft 1486 in Brandenburg-Ansbach und Brandenburg-Kulmbach geteilt, während die noch von Albrecht erlassene *dispositio Achillea* die Unteilbarkeit der Kurmark Brandenburg für alle Zeiten garantierte und damit den späteren Aufstieg des Hauses Hohenzollern zur preußischen Großmacht begründete. 1604 verlegte Markgraf Christian von Brandenburg-Kulmbach, Sohn des brandenburgischen Kurfürsten Johann Georg, seine Residenz von der Plassenburg nahe Kulmbach nach Bayreuth und benannte das Fürstentum um in Brandenburg-Bayreuth.

1726, im Jahr vor Christoph Richters Geburt, tritt Georg Friedrich Karl von Brandenburg-Kulmbach die Nachfolge des kinderlos verschiedenen Markgrafen Georg Wilhelm von Brandenburg-Bayreuth an. Der Erbfolge nach hat er kaum damit rechnen dürfen, jemals regierender Fürst zu werden. Denn sein Vater Christian Heinrich von Brandenburg-Kulmbach hatte 1703 im Schönberger Vertrag das überschuldete Fürstentum gegen eine großzügige Entschädigung an König Friedrich I. in Preußen abgetreten, den reichen Verwandten in Berlin. Die Apanage setzte ihn in die bequeme Lage, sich als Privatier mit seiner Familie auf sein Hausgut Weferlingen zurückzuziehen. Indessen war seine Gattin Sophie Christiane nicht nur eine sehr fromme, sondern auch eine viel zu weitblickende Frau, um nicht zu hoffen, ihren erstgeborenen Sohn dereinst doch noch auf dem landesherrlichen Thron zu sehen. Nach dem Tod des Vaters fochten ihre Söhne Georg Friedrich Karl

und Albrecht Wolfgang 1708 den Schönberger Vertrag vor dem Reichskammergericht in Wetzlar an und wurden schließlich 1722 mit Erfolg beschieden. Preußen verzichtete im *Pactum successorium Culmbacense* gegen eine Abschlagzahlung von 500 000 Gulden auf sein Erbrecht.

Mit Georg Friedrich Karl zieht ein Herrscher ein, der zwar verhindern konnte, dass sein väterliches Erbe den mächtigen Berliner Verwandten zufiele. Als frommer Mann legt er jedoch die Regierungskunst lieber in höhere Hände. Aus Anlass seiner Thronerhebung lässt er neue 1/12-Taler-Münzen prägen, auf denen eine Taube der Sonne entgegenfliegt – Sinnbild pfingstlicher Erweckung und Erkennungszeichen der pietistischen Frömmigkeitsbewegung. Das ehemalige Zisterzienserinnenkloster Himmelcron wird in seinen ursprünglichen spätgotischen Zustand versetzt, die Klosterkirche restauriert und als Grablege der bayreuthischen Markgrafen geweiht. Mit dem Regierungsantritt des Kulmbachers wird der Pietismus gewissermaßen bayreuthische Landesreligion. In Nürnberg bekennen sich 1727 dreißig Personen zum radikalen pietistischen Flügel, dem Herrnhutismus. Im selben Jahr besucht dessen Begründer, Reichsgraf Nikolaus Ludwig von Zinzendorf und Pottendorf, die Residenzstadt Bayreuth und verbreitet mit seinen Bußpredigten unter den Gläubigen Furcht und Schrecken.

Der Pietismus, eine Reformbewegung innerhalb der lutherischen Kirche, hatte seinen bescheidenen Anfang im familiären Betkreis, *collegium pietatis*, des elsässischen Theologen Philipp Jakob Spener genommen, Zinzendorfs Taufpate. Zinzendorf selbst entstammte mütterlicherseits der sächsischen Grafenfamilie von Gersdorff. In Herrnhut, einem ihrer Güter in der Oberlausitz, gründete er 1722 die erste herrnhutische Kolonie, ermuntert durch seine tatkräftige Gattin Erdmuthe Dorothea Gräfin Reuß-Ebersdorf. Dank deren verwandtschaftlichen Beziehungen zu den vogtländischen Reichsritterschaften verbreitete sich der Herrnhutismus in kürzester Zeit in Unterfranken. Nirgends ist Deutschland kleiner als hier, in diesem Quodlibet politischer Territorien, wo jeder Krähwinkel seine eigene Gerichtsbarkeit hat und jeder Dorfpfarrer eigene Wege kennt, die ihm anvertrauten Seelen in den Himmel zu geleiten. Die *Sechs Bücher vom wahren Christenthum* des radikalen Pietisten Johann Arndt werden nebst dessen *Paradiesgärtlein* eines der meistgele-

senen Bücher in fränkischen Pfarrhäusern. In Nürnberg wirkt im Geist pietistischer Wohltätigkeit Ambrosius Wirth, Gründer der ersten städtischen Armenschule, in Ansbach der Jurist Wolfgang Gabriel Pachelbel von Gehag, Übersetzer einer pietistischen Bibel. Auf Jahrmärkten und Kirchweihfesten erscheinen selbsternannte Wanderprediger und verkaufen aus Bauchläden und Kiepen fromme Erbauungsschriften wie *Das kleine Pilgerrad* des Schneiders Johann Konrad Lange, die *Buss-Stimme aus Zion* und *Sonnen klare Mittags-Helle auf die unter den Wolcken verborgene Morgen-Röthe* des Erlanger Notars Johann Adam Raab. Sie fordern innere Einkehr, gottesfürchtiges Betragen in allen Lebenslagen, tägliches Singen und Beten im Familienkreis und den Verzicht auf jegliche weltlichen Freuden, die nicht gottgeweiht sind. Zum Lohn versprechen sie das Paradies schon auf Erden statt, wie die orthodoxen Lutheraner, erst jenseits des Grabes. Den Sündern drohen sie mit den ewigen Höllenqualen des Gewissens. Mit Donnerstimme malt der Perückenmacher und Wanderprediger Johannes Tennhardt aus Sachsen, die «letzte Warnstimme Gottes» vor dem Jüngsten Gericht, in seinen Bußpredigten den gehörnten Teufel an die Kirchenwände. In keinem deutschen Fürstentum wird so oft der Weltuntergang vorausgesagt wie in Franken.

Und so schlägt auch Johann Richter, der Rektor und Organist in Neustadt am Culm, genauso wie sein Vetter Lorenz Richter, zur selben Zeit Pfarrer in dem vogtländischen Dörfchen Joditz, eilig den Weg zu innerer Einkehr und Buße ein. In einer selbst gegrabenen Erdhöhle am Kleinen Kulm, von der die Richter'sche Familienüberlieferung noch lange sprechen wird, bereut er in langen Gebeten seine Rehauer Jugendsünden so innig, dass er sich den Ruf eines ungewöhnlich frommen Mannes erwirbt.

Derweil wird sein hoffnungsvoller Sohn mit vierzehn Jahren als einer von zwölf Alumni, wie die armen Schüler genannt werden, in das Gymnasium poeticum in Regensburg aufgenommen. In Klavierspiel und Generalbassbegleitung zeigt er auffällige Begabung und ist auch sonst ein guter Schüler. Das Gymnasium in der Glockengasse blickt schon damals auf eine ruhmreiche Geschichte und berühmte Schüler zurück wie Johann Beer, der hier 1678 seinen *Prinz Adimantus* schrieb, Wolfgang Helmhard von Hohberg, Verfasser der *Georgica curiosa*

von 1682, und Johann Pachelbel, den Meister des Kontrapunkts. Täglich erhält Christoph Richter ein kostenloses warmes Mittagessen aus der Wannschen Stiftung. Er wird wie alle anderen Armenschüler zum Chorknaben ausgebildet und wagt zu träumen, dereinst in die fürstliche Hofkapelle des Generalpostmeisters und Prinzipalkommissars des Immerwährenden Reichstages in Regensburg, Alexander Ferdinand von Thurn und Taxis, aufgenommen zu werden.[2]

In anderer Hinsicht wirkt der neue bayreuthische Landesherr weniger segensreich. Als die preußische Königstochter Wilhelmine, Schwester Friedrichs II., im Jahre 1731 als frischvermählte Gattin des Erbprinzen Friedrich an den Bayreuther Hof kommt, staunt sie nicht schlecht über die Geisterfurcht und Bigotterie ihrer neuen Verwandten. Der Markgraf, ihr Schwiegervater, gilt als ein so unangenehmer Zeitgenosse, dass sich seine Frau, eine norddeutsche Fürstin, nach siebenjähriger Ehe hat scheiden lassen. Die dynastisch günstige Wiederverheiratung mit Prinzessin Christiane Sophie Wilhelmine, der Tochter des Markgrafen Georg Wilhelm von Brandenburg-Ansbach, wird durch eine niederträchtige Hofintrige des ansbachischen Premierministers verhindert. Von einem gekauften Liebhaber verführt, bringt die Prinzessin heimlich Zwillinge zur Welt, wird vom Hof verstoßen und auf der Plassenburg in lebenslänglichen Hausarrest gesetzt.

Nur neun Jahre darf sich Markgraf Georg Wilhelm Karl seines erstrittenen Throns erfreuen. 1735 übernimmt sein ältester Sohn als Friedrich III. die Regierung. Eine seiner ersten Kabinettsorder ist das Verbot der pietistischen Brüderzirkel. Im selben Jahr wird Graf Zinzendorf wegen Verstoßes gegen die Kircheneinheit aus Sachsen ausgewiesen. Mit Friedrich und Wilhelmine zieht ein anderer Geist in Bayreuth ein. Die brustlangen barocken Perücken der Kammerherren und Hofräte schrumpfen, die Frisuren der Damen wachsen ins Unermessliche. Der *cul de Paris* erobert Bayreuth, ein hüft- und gesäßverbreiterndes Drahtgestell, das natürliche Frauenkörper in zierliche Porzellanpüppchen verzaubert. Ein Schlosstheater, ein Opernhaus, siebenundzwanzig Kammerherrn und ebenso viele Kammerjunker und Hofdamen helfen dem jungen Fürstenpaar, die Zeit zu vertreiben. Montag, Mittwoch

und Sonnabend wird Comödie gespielt, Dienstag ist Masquerade, Donnerstag Redoute ohne Kostümzwang, Freitag italienische Oper, nicht zu reden von den täglichen Konzerten im Neuen Schloss. Als Musikdirektor hat die Markgräfin, die sich wie ihre Brüder in Potsdam und Rheinsberg als begabte Komponistin und Librettistin erweist, auf einer Italienreise den illustren Malteserritter Louis Alexander von Riqueti, genannt Graf Mirabeau, gewinnen können, der nicht nur ein charmanter Gesellschafter, sondern bald auch Chef des Ober-Commerz-Collegiums ist.

Schon kurz nach ihrer Gründung hat die Schlossloge der Freimaurer siebenundachtzig Mitglieder, mehr als ein Drittel davon Franzosen. Die phantasievolle, lebenslustige Wilhelmine verwandelt Bayreuth in ein fränkisches Miniatur-Sanssouci. Außer dem ländlich schlichten Palais im Eremitage-Park bei dem Dörfchen St. Johannis lässt sie sich ein verspieltes, von Muscheln und Quarz glitzerndes Rokokoschlösschen bauen, umgeben von einem weitläufigen Landschaftspark als romantischer Kulisse für bukolische Schäferspiele, für die ihre auf 600 gepuderte Köpfe angewachsene Entourage als Statisterie und Publikum Verwendung findet. Nach Wilhelmines Entwürfen werden eigens zur Aufführung von Fénelons höfischem Epos *Les aventures de Télémaque, fils d'Ulysse* schattige Laubengänge, Wasserfälle und Felsgrotten, Springbrunnen mit mythologischen Skulpturengruppen und ein Ruinentheater neben dem Schlösschen Sanspareil angelegt. Vor den Toren Bayreuths entwirft sie schließlich im strengen Stil der römischen Renaissance das Schlösschen Fantaisie. Es wurde erst nach Wilhelmines Tod im Jahr 1758 fertiggestellt und hernach von ihrem einzigen Kind Friederike, der Herzogin von Württemberg, bezogen.

Schlechter als die geistreiche Wilhelmine hat es ihre jüngere Schwester Friederike Louise getroffen, die 1729 mit dem «wilden Markgrafen» Karl Friedrich Wilhelm von Brandenburg-Ansbach verheiratet worden ist. Seine Liebhaberei sind die Falkenjagd und – um auch dem Jenseits Genüge zu tun – der Bau der sogenannten Markgrafenkirchen. Ihr architektonischer und liturgischer Mittelpunkt ist der Kanzelaltar, wie die Predigt das Herzstück des lutherischen Gottesdienstes. Während sich sein Vater, Markgraf Karl Friedrich Wilhelm, als Begründer der

Ansbach-Dragoner in die Landesannalen einschrieb, lag seiner Mutter, einer württembergischen Prinzessin, mehr das geistliche Wohl des Sohnes am Herzen. Fernab von Stadt und Hof Ansbach ließ sie ihn im Waldschloss Bruckberg im strengen Geist der Frömmigkeit (*pietas*) erziehen. Als Hofmeister berief sie den schlesischen Dichter Benjamin Neukirch von der Berliner Ritterakademie, der sich mit einer Sammlung höfischer Schäferlyrik und der Nachdichtung von Fénelons *Télémaque* einen Namen gemacht hatte. Doch anders als bei dem fürstlichen Vetter im Nachbarstaat fruchtete die fromme Erziehung in diesem Fall wenig. Mit seiner Nebenfrau hat der «wilde Markgraf» vier Söhne, mit seiner Angetrauten keinen einzigen legitimen Thronfolger. In Ansbach lässt er sich von Leopold Retti ein sündhaft teures Schloss bauen und treibt in seiner Regierungszeit die Staatsschulden auf mehr als zwei Millionen Reichstaler.

Mit seinem siebzehnten Lebensjahr endet in Regensburg Christoph Richters musikalische Laufbahn, bevor sie begonnen hat. Seine Mutter stirbt nach einem häuslichen Unfall, er kehrt nach Neustadt zurück und zieht im Jahr darauf zum Theologiestudium auf die Universitäten Erlangen und Jena, wie es seines Vaters Wunsch ist. Zehn Jahre muss er als Hauslehrer seinen Unterhalt verdienen, bis er 1760 als Organist und dritter Lehrer an der Lateinschule zu Wunsiedel unterkommt. Tief schmiegt sich der Ort zwischen dem Granitplateau der Kösseine und der Lugsburg in die Wälder des Fichtelgebirges. Wunsiedel ist das Herz des Vogtlands und Hauptort des «Sechsämterlandes» mit den Gemeinden Kirchenlamitz, Weißenstadt, Hohenberg, Selb und Thierstein. Die Handwerker- und Beamtenstadt ist bekannt für ihre Bienenzucht, ihre schneeweißen Kalksteinbrüche, ihre Blechschmiedekunst und ihren rollenden oberfränkischen Dialekt, die «Sechsämtermundart». Der Wohlstand der Bürger zeigt sich an der Größe der Misthaufen vor ihren Häusern und Scheunen. Und so mag der Wunsiedeler Tertius Christoph Richter bei den Hauskonzerten seines Freundes, des Kammerrats und Kommerzinspektors Johann Martin Schöpf, noch oft den Regensburger Jugendträumen von einer glänzenden Laufbahn als Musiker nachgehangen haben.

In Besitz eines schlecht bezahlten, aber immerhin eines Amtes verliebt sich der gutaussehende, doch bettelarme Tertius eines Tages in die vierundzwanzigjährige Sophia Rosina, die ältere Tochter des Zeugwebermeisters Johann Paul Kuhn aus Hof, und heiratet sie am 13. Oktober 1761. Am 21. März 1763 kommt ihr erstes Kind zur Welt. Die Spitalkirche St. Maria, in der Johann Paul Friedrich Richter getauft wird, war die erste protestantische Kirche im fränkischen Reichskreis. Seit 1533 gibt es hier keinen einzigen Katholiken mehr.

Fünf Monate nach der Geburt seines ersten Enkels stirbt der Neustädter Rektor Johann Richter mit sechsundsiebzig Jahren. Dem späteren ‹Selberlebensbeschreiber› Jean Paul scheint es eine unumstößliche Gewissheit, dass ihm eine Schwester vorausgegangen sein müsse, weil Erstgeborene in aller Regel Mädchen seien. Erwiesen ist nur, dass zwischen Hochzeitsnacht und Geburt achtzehn Monate lagen. Fest steht außerdem, dass im selben Jahr Markgraf Friedrich III. von Brandenburg-Bayreuth kinderlos verschied und sein Onkel Friedrich Christian Landesherr wurde, der jüngste Bruder des frommen Kulmbachers. Als dieser sechs Jahre später ebenfalls ohne Nachkommen stirbt, fällt Karl Alexander von Brandenburg-Ansbach, der 1757 den Thron des kinderlosen «wilden Markgrafen» geerbt hat, auch die Regierung des verwaisten Nachbarstaats zu. Nach mehr als 150 Jahren sind Brandenburg-Bayreuth und Brandenburg-Ansbach wieder in einer Herrscherhand vereinigt.

Friedrich Richters erster Ortswechsel fällt in das Jahr 1765, als der Vater als Pfarrer in das Dörfchen Joditz berufen wird. Zweiunddreißig Jahre zuvor hatte sein Großonkel zweiten Grades, Lorenz Richter, im Joditzer Pfarrhaus sein Leben als Kapitelsenior und Vater von elf Kindern beschlossen.[3] Und so lässt sich denken, dass Christoph Richter sein bescheidenes Amt mit dem Ernst und der Würde versieht, die ihm das Gewicht der Tradition auflädt.

Das Gutsdorf ist seit 150 Jahren im Besitz der Freiherren von Bodenhausen. Zur Pfarre Joditz gehören die Ritterdörfchen Lamitz, Ober- und Unter-Saalenstein und die Vorwerke Scharten bei Köditz, Siebenhitz und Stöcketen, alles in allem nicht mehr als fünfzig Seelen. Kurz

nach der Berufung von Christoph Richter hat die Joditzer Patronatsherrin, Freifrau Eleonora Magdalena von Bodenhausen, ihre Seele Gott und ihre Fronbauern der Tochter Charlotte Wilhelmine Eleonore von Plotho übergeben, die mit ihrem Mann auf Schloss Zedtwitz lebt (heute ein Ortsteil von Feilitzsch bei Hof). Als eine von etwa siebzig reichsunmittelbaren Ritterschaften, die im fränkischen Kreistag zu Nürnberg nach den Markgrafen und den Reichsstädten die dritte Bank repräsentieren, umfasst ihr Herrschaftsgebiet nicht mehr als ein paar Dörfer, Mühlen und Vorwerke. Die Güter werfen kaum Gewinne ab. Dafür genießt die Reichsritterschaft gegenüber dem Hofadel beträchtliche Privilegien. Ihre Söhne sind vom Militärdienst befreit, ihre Fronbauern müssen der Rekrutierungspflicht für das Landesheer nicht Folge leisten. Sie übt nach dem alten kaiserlichen Provinzialrecht, der *ius voitlandica*, in ihren Dörfern die niedere Gerichtsbarkeit aus, legt Steuern, Abgaben und Fronrechte selbst fest und beruft ihre Schulmeister und Pfarrer nach eigenem Gusto. Das Verbot pietistischer Sekten ist hier nie angekommen. Wie zu den gottseligen Zeiten des Markgrafen Georg Friedrich Karl wird in den Dörfern der von Bodenhausen, Beulwitz, Plotho, Zedtwitz oder Schönburg-Stein noch immer nach dem Katechismus des Bayreuther Konsistorialrats, Hofpredigers und Beichtvaters des Landesherrn, des Meininger Pietisten Johann Christoph Silchmüller, gepredigt. Jedes dieser reichsunmittelbaren Territorien ist ein österreichischer Stachel im markgräflichen Staatskörper, ein Staatlein im Staate, der den Dualismus zwischen dessen Schutzmächten Österreich und Preußen konserviert.

[…]

2. WAS HEISST ÜBERHAUPT AUFKLÄRUNG

Deutschland, Anfang 1786

Ende 1785 erschüttert die gelehrte Welt ein kurzer, aber heftiger und sehr persönlich geführter Philosophenstreit. Er wird ausgelöst durch ein Gespräch über Spinoza zwischen Gotthold Ephraim Lessing und Friedrich Heinrich Jacobi, das dieser zum Anlass genommen hat, Lessing in einem Brief an Moses Mendelssohn einen Pantheisten zu nennen. Lessing ist 1781 gestorben und kann sich nicht mehr wehren, als ihn Jacobi im Oktober 1785 in seinem Buch *Über die Lehre des Spinoza in Briefen an den Herrn Moses Mendelssohn* zum Kronzeugen seines Gefühlschristentums ernennt. Mit seinen Jugendromanen *Woldemar. Eine Seltenheit aus der Naturgeschichte* und *Eduard Allwils Briefsammlung* hatte Jacobi der empfindsamen Generation um 1780 die Köpfe verdreht. Er ist ein Mann der eleganten Konversation, ein ästhetischer Gourmet, der ein ausgedehntes Korrespondentennetz unterhält und sich nun als Philosoph versucht. Der spinozistische Gottesbegriff einer göttlichen Allnatur sei der einzige Ausweg aus der erwiesenen Unmöglichkeit, Gott mit den Mitteln der logischen Vernunft zu erklären, führe aber letztlich in den Atheismus. Nur der Salto mortale in den Glauben, das heißt in die durch nichts beweisbare innere Gewissheit der Existenz Gottes, könne die rationalistische Philosophie noch vor dem Atheismus retten.

Mendelssohn ist entrüstet über die ungefragte Veröffentlichung privater Mitteilungen und beklagt sich bei seinem Königsberger Freund Immanuel Kant über den selbsternannten Philosophen; «der Kopf von Göthe, der Leib Spinoza, u die Füße Lavater».[21] Nicht nur bei Lessing, auch bei Kant will Jacobi eine Art spinozistischen Pantheismus entdeckt haben, was zu jener Zeit dem Atheismusverdacht gefähr-

lich gleichkam. Zufällig erscheint gut einen Monat nach Jacobis Buch Mendelssohns Abhandlung *Morgenstunden oder Vorlesungen über das Daseyn Gottes*, in der Mendelssohn als Rationalist der Leibniz'schen Schule Gott aus dem notwendigen Dasein einer unendlich wirkenden Intelligenz erklärt. Der «Magus im Norden», Johann Georg Hamann, Philosoph, Freund und Kollege von Kant, versichert Jacobi indessen, Kant sei nicht im mindesten verstimmt über dessen Buch, da ihm Mendelssohns «System» ohnehin nie schlüssig erschienen sei.

Gelassener als Mendelssohn reagiert Jacobis Duzfreund Goethe, den Jacobi – ebenfalls ungefragt – mit einem Gedicht auf dem Innentitel seines Buchs gewissermaßen zum Oberspinozisten ernannt hat. Er erwarte allenfalls, schreibt Goethe an Jacobi, dass man «wie bey dem noch ärgerlichern Prometheus mit Fingern auf mich deute [...] Herder findet lustig daß ich bey dieser Gelegenheit mit Lessing auf Einen Scheiterhaufen zu sitzen komme.»[22] Jacobi habe Spinoza übrigens nicht richtig verstanden. «Du erkennst die höchste Realität an, welche der Grund des ganzen Spinozismus ist, worauf alles übrige ruht, woraus alles übrige fließt. Er beweist nicht das Daseyn Gottes, das Daseyn ist Gott. Und wenn ihn andere deshalb *Atheum* schelten, so mögte ich ihn *theissimum* und *christianissimum* nennen und preisen.»[23]

Der Disput schlägt immer höhere Wellen im philosophischen Goldfischteich. Neben Goethe und Herder beteiligen sich der Jenaer Philologe Christian Gottfried Schütz, der jüdische Berliner Arzt Marcus Herz, der Verleger und Schriftsteller Friedrich Nicolai sowie Johann Erich Biester, Herausgeber der *Berlinischen Monatsschrift*. Den Berliner Aufklärern ist Jacobi nichts weiter als ein religiöser Phantast vom Schlage Johann Caspar Lavaters. Jacobi fühlt sich verkannt. «Wer nicht Deist oder Berlinischer Christ ist, der ist, wißentlich oder unwißentlich, ein Kryptojesuit und muß bis zum Austrag der Sache unter die Alchymisten, Schröpfianer, Lavaterianer und Martinisten gerechnet werden.»[24]

Dabei können sich die aufgeklärten deutschen Großdenker noch nicht einmal über die Frage einigen, was eigentlich Aufklärung sei. Schon im September 1784 hat sich Mendelssohn in der *Berlinischen Monatsschrift* zur Preisfrage der Preußischen Akademie der Wissen-

schaften «Was ist Aufklärung?» geäußert. Der Unterschied zwischen Mensch und Bürger, erklärte er, sei derselbe wie zwischen Aufklärung und Kultur. «Menschenaufklärung kann mit Bürgeraufklärung in Streit kommen. Gewisse Wahrheiten, die dem Menschen, als Mensch, nützlich sind, können ihm zuweilen als Bürger schaden.» Die Bestimmung des Menschen sei die Eingangsfrage jeder Vernunft. «Der Mensch als Mensch bedarf keiner Kultur: aber er bedarf Aufklärung». Genauer gesagt: «Aufklärung verhält sich zur Kultur, wie überhaupt Theorie zur Praxis; wie Erkenntnis zur Sittlichkeit; wie Kritik zur Virtuosität.» Mendelssohn ist überzeugt, die Aufklärung müsse gewisse Grenzen respektieren. «Unglückselig der Staat, der sich gestehen muß, daß in ihm die wesentliche Bestimmung des Menschen mit der wesentlichen des Bürgers nicht harmonieren, daß die Aufklärung [...] sich nicht über alle Stände des Reichs ausbreiten könne; ohne daß die Verfassung in Gefahr sei, zu Grunde zu gehen. Hier lege die Philosophie die Hand auf den Mund!»[25]

Im Dezemberheft des Jahres 1784 widersprach ihm Kant, wie man es von ihm gewohnt war: kategorisch. Der Unterschied zwischen dem Menschen und dem Bürger sei nicht der zwischen Aufklärung und Kultur, sondern der zwischen dem privaten und dem öffentlichen Nutzen der Aufklärung. «Habe Mut, dich deines eigenen Verstandes zu bedienen! Ist also der Wahlspruch der Aufklärung.» Kant will dies ausdrücklich als Aufforderung verstanden wissen, «von seiner Vernunft in allen Stücken öffentlichen Gebrauch zu machen. [...] Ich verstehe aber unter dem öffentlichen Gebrauche seiner eigenen Vernunft denjenigen, den jemand als Gelehrter von ihr vor dem ganzen Publikum der Leserwelt macht. Den Privatgebrauch nenne ich denjenigen, den er in einem gewissen ihm anvertrauten bürgerlichen Posten, oder Amte, von seiner Vernunft machen darf». Von Mendelssohns «Menschen»-Aufklärung hält Kant nichts. Aufklärung sei nicht möglich ohne bürgerliche Freiheiten; diese aber müssten im gesamten öffentlichen Raum gelten.[26]

Dem Sprachphilosophen Hamann wiederum ist der Vernunftkult des «kosmopolitischen Chiliasten» Kant «ein kaltes unfruchtbares Mondlicht ohne Aufklärung für den faulen Verstand und ohne Wärme für den feigen Willen», und Kants Wort vom Ausgang aus der «selbst ver-

schuldeten Unmündigkeit» sei «ein ebenso schiefes Maul, als er dem ganzen schönen Geschlecht macht.»[27]

Seinem Verlauf nach ist der Spinoza-Streit nicht nur ein Philosophenstreit um die Grenzen der aufgeklärten Vernunft, sondern ein Streit um die Grenzen der politisch-religiösen Denkfreiheit und insofern schon ein Vorbote des Atheismusstreits im Herbst 1799, in dem der junge Jenaer Philosoph Johann Gottlieb Fichte in aller Öffentlichkeit von seinem Bürgerrecht auf freie Meinungsäußerung Gebrauch machen wird. Publizität als notwendige Bedingung für Aufklärung schließt in Kants Augen lediglich die Religion aus. Denn diese müsse Privatsache sein. «Gemeinde ist nur häuslich», da in Glaubensdingen die Kirche die «Obervormundschaft» über das Volk führe. Kein Fürst habe das Recht, seine Untertanen auf eine Konfession zu verpflichten. Damit spricht Kant der Trennung von Kirche und Staat das Wort, wie sie Friedrich II. in seinen preußischen Ländern praktizierte und wie sie mit dem Toleranzedikt von Kaiser Joseph II. 1781 zum ersten Mal seit dem Westfälischen Frieden für alle Reichsglieder galt. Katholiken, Protestanten, Reformierten und orthodoxen Lutheranern wurde im Habsburgerreich freie Religionsausübung garantiert (und ein Jahr später auch den niederösterreichischen Juden). Anlass für Kants Besorgnis war der Übertritt des sächsischen Kurfürsten August des Starken zum Katholizismus. Das Gerücht einer jesuitischen Unterwanderung der protestantischen Fürstentümer geisterte seither durch die Gazetten und geheimen Gesellschaften. Die von der Akademie gestellte Frage, ob «wir jetzt in einem aufgeklärten Zeitalter» leben, beantwortete Kant kurz und bündig mit: «Nein! Aber wohl in einem Zeitalter der Aufklärung.»

«Was giebts sonst?», erkundigt sich Goethe Anfang Dezember 1785 bei Jacobi in Pempelfort. «Laß mich wieder von dir hören. Was hast du zu den Morgenstunden gesagt? Und zu den jüdischen Pfiffen mit denen der neue Sokrates zu Werke geht? Wie klug er Spinoza und Lessing eingeführt hat. O du armer Criste wie schlimm wird dir es ergehen! Wenn er deine schnurrende Flüglein nach und nach umsponnen haben wird! Machst du gegen Anstalten? Und wie?» Jacobi antwortet

postwendend, die «Rabbinischen Vorlesungen» hätten ihn gelangweilt, und dass «der Jude ein Erzjude sey», zeige schon die Vorrede. Auch Hamann habe ihn ermutigt, mit dem Rabbi werde er schon fertig.[28]

Am 4. Januar 1786 stirbt Moses Mendelssohn in Berlin. Zwei Monate später erscheint seine Anti-Jacobi-Schrift *Moses Mendelssohn an die Freunde Lessings. Ein Anhang zu Herrn Jacobi Briefwechsel über die Lehre des Spinoza*. «Was sagen Sie denn zu dem Aufruhr, der seit und über Moses' Tod unter Predigern und Genies, Teufelsbannern und possigten Dichtern, Schwärmern und Musikanten beginnt», schreibt Marcus Herz verschwörerisch an Kant, «zu dem der Geheimrat zu Pimplendorf [d. i. Jacobi] das Zeichen gab? Wenn doch ein Mann wie Sie diesem lumpigten Schwarm ein einziges ernsthaftes *Stille da*! zuriefe; ich wette, er würde zerstreut wie Spreu vom Winde.»[29] Kant erwidert besonnen, auf Beruhigung der Gemüter bedacht: «Die Jacobische Grille ist keine ernstliche, sondern nur eine affektierte *Genieschwärmerei*, um sich einen Namen zu machen und ist daher kaum einer ernstlichen Widerlegung wert. Vielleicht dass ich etwas in die Berl. M. S. einrücke, um dieses Gaukelwerk aufzudecken.»[30] Auch Biester drängt Kant, sich öffentlich gegen die Jacobi-Lavater-Fraktion auszusprechen, und nennt Jacobi einen «arroganten, kindlich eitlen, verächtlich egoistischen» Menschen. Schweige Kant, so begebe er sich in Gefahr, als Atheist verleugnet zu werden.

Im Herbst 1786 nimmt Kant notgedrungen noch einmal die Feder in die Hand, beschränkt sich aber auf eine Prüfung der philosophischen Prämissen von Mendelssohns *Morgenstunden*. Die Berliner Vernünftler ermahnt er, es gebe «kein einziges sicheres Mittel, alle Schwärmerei mit der Wurzel auszurotten als jene Gränzbestimmung des reinen Vernunftvermögens.»[31] Der spekulativen Phantasmen müde, rät Goethe seinem «lieben Bruder» in Pempelfort, von seinem Streitross abzusteigen. Gott habe Jacobi nicht nur mit Haus, Hof, Reichtum, Pempelfort, Kindern, Schwestern und Freunden gesegnet, er habe ihn auch «mit der Metaphisick gestraft und dir den Pfahl ins Fleisch gesetzt, mich dagegen mit der Phisick gesegnet, damit mir es im Anschaun seiner Werke wohl werde, deren er mir nur wenige zu eigen hat geben wollen.» Eben durch die Lektüre von Spinoza sei er ermutigt worden, «mein ganzes

Leben der Betrachtung der Dinge zu widmen». Jacobi setze aufs Glauben, er aber halte sich lieber ans «Schauen».[32]

In Hof im Vogtland reibt sich der Teufel die Hände; «in Deutschland hält man die Philosophen für Atheisten und in Frankreich die Atheisten für Philosophen.»[33] Gut zehn Jahre später wird sich Friedrich Richter alias Jean Paul den Spinozisten Goethe und den Glaubensritter Jacobi zu Freunden zu machen suchen. Was den Druck der überarbeiteten *Scherze in Quart* angeht, bietet Bekmann ihm zwei Taler Bogenhonorar bei einer Auflage von 750 Exemplaren, vertröstet den Autor aber immer wieder mit Bedenken um den Titel. Auf den bayerischen Skandalautor Johann Pezzl und die Wiener Satireschule anspielend, schlägt er vor, das Buch *Faustin literarischer oder kosmopolitischer Nachlaß* zu nennen. Richters Antwort ist nicht überliefert. Ein Jahr später geht es aber immer noch um den Titel; «verargen Sie mirs also nicht, wenn ich sage: daß ich kein Buch drukke, wenn es nicht einen Titel hat, der dem Publikum auffällt; denn ich drukke es um es zu verkaufen; wählen wollen wir aber nicht bis ans Ende der Welt».[34] Bekmanns neuer Vorschlag lautet: *Auswahl aus Sir Luzifers Papieren*. Man einigt sich schließlich auf den Titel *Auswahl aus des Teufels Papieren nebst einem nöthigen Aviso vom Juden Mendel*.

[…]

1. MAN WAR BEI GÖTHE

Weimar, Anfang Juni 1796

Johann Paul Friedrich Richter, dreiunddreißig Jahre, Haare dunkelblond, Augen blau, Größe fünf Fuß, Gewicht 120 Pfund. Am ersten Tag schafft er vierzig Kilometer, übernachtet in Schleiz, bricht in aller Herrgottsfrühe auf, läuft durch kleine thüringische Dörfer, wo es «abscheuliches» Bier gibt, genießt mit trunkenen Augen das anmutig von Baumgruppen und Wiesen gewürfelte Orlatal zwischen Triptis und Saalfeld und kommt über Pößneck am nächsten Nachmittag in Jena an. Um vier Uhr, während er auf die Extrapost nach Weimar wartet, schreibt er an Christian Otto. Er ist 120 Kilometer marschiert, um die letzten fünf wie ein vornehmer Herr zurückzulegen und vor dem Weimarer «Erbprinzen» vorzufahren.

Er hat richtig gerechnet; der Wirt gibt ihm ein herrliches Zimmer «vorn heraus». Um sieben zieht er seinem «längst ersehnten Eden entgegen»: Der Hausbote wird mit einem Billett zur Freiherrin von Kalb geschickt. «Endlich, gnädige Frau, hab' ich die Himmelsthore aufgedrükt und stehe mitten in Weimar. – Ich bin noch nicht aus der Reisekruste heraus, so nehme ich schon die Feder zur bittenden Frage, welche einsame Stunde – denn zwischen dem ersten Sehen sollte nie das dritte Paar Augen stehen – Sie mir vergönnen.»[1]

Das *cœur-à-cœur* findet am nächsten Vormittag statt. Auf den ersten Blick ist er begeistert von ihren großen Augen, ihrer großen Seele, wie sie lacht, wie sie träumerisch die Lider halb hebt und schließt, «wie wenn Wolken den Mond wechselsweise verhüllen und entblössen». Nach sechsunddreißig Stunden in Weimar weiß er alles: «Ach hier sind Weiber! Auch habe ich sie alle zum Freunde, der ganze Hof bis zum Herzog lieset mich.»[2] Der Großmeister der kunstvollen Übertreibung ist auch im Alltag höchst beeindruckbar.

Charlotte von Kalb, 1785

In der Stadt, die er im Handstreich zu erobern vorhat, seiner «heiligen Stadt Gottes, nach welcher er von Jugend auf wie nach einer Keblah [verdeutscht für Quibla, Gebetsrichtung gen Mekka] seine Augen richtete», wohnen gottlob mehr Menschen als Götter.[3] Am Nachmittag nach seinem ersten Besuch geht er wieder zur Ostheim, wie Charlotte von Kalb sich lieber nennen lässt. Ihre Ehe ist nicht glücklich; im Jahr zuvor hat sie sich von ihrer Liebe zum Hofmeister ihres jüngsten Sohnes, Friedrich Hölderlin, losreißen müssen, wie schon einmal von Friedrich Schiller. Nun ist Richter der Erwählte. Bei Charlotte von Kalb trifft er an jenem Nachmittag auf den Kammerherrn Karl Ludwig von Knebel, «Göthens Affe[n] und Pajazzo», wie ihn Karl August Böttiger, Gymnasialdirektor, Redakteur des *Neuen Teutschen Merkur* und «Argus» von Weimar, nennt.[4] Richter wird «mit den wärmsten Umarmungen» bewillkommnet und erkennt in dem Hofmann sogleich den Weltmenschen; «ein geschmakvoller feiner epikureischer – Horaz, für den die andere Welt nichts reelleres ist als ein Regenbogen».[5]

Zu dritt spazieren sie zu Knebels Garten am Stadtrand. Unterwegs kommt ihnen Friedrich Hildebrand von Einsiedel in seiner Kutsche entgegen, einer der Kammerherren der Herzoginmutter Anna Amalia, der die Fürstin eben zum Theater begleitet. Man sitzt in Knebels

Laube im Abendlicht unter Jasmin- und Fliederbüschen, Graf Einsiedel kommt zurück und setzt sich dazu, kurz darauf trifft Konsistorialrat Herder mit Frau Karoline und zweien seiner erwachsenen Kinder ein. Friedrich Richter glaubt sich im Elysium. Alle, berichtet er Christian Otto, lagen sich in den Armen, küssten sich und weinten vor Freude. «Mit Herder bin ich jetzt so bekannt wie mit dir». Herder lobe alle seine Werke, «sogar die grönländischen Prozesse». «Er sieht nicht so edel aus als ich ihn mir dachte; spricht aber so wie er in den Humanitätsbriefen schreibt.» Richter ist glücklich; jedes Wort nimmt er für ein Herzwort, jede Umarmung als Freundschaftsbund. «Und ich sagte immer, da wir alle nebeneinander sassen, wenn nur mein Otto da wäre und es hörte.»[6]

Fünf Stunden ist ihm, als spreche man nur von ihm und seinen Büchern. Ihm schwindelt von den sich überstürzenden Eindrücken wie von «Meerwundern, von ganz unbegreiflichen, unerhörten Dingen». Den Abend verbringen sie gemeinsam in der Stadt bei Charlotte von Kalb, wo gegessen und getrunken wird. Richter, wie gewöhnlich angespannt wie eine Armbrust, schießt Witzpfeile nach allen Seiten.

Die nächsten Abende ist er bei Herder oder allein mit Charlotte, die sich des treuherzigen Menschen annimmt und ihn mit der Weimarer Stadtfama vertraut macht. Der Herzog, dessen Favoritin kürzlich von einem Sohn entbunden wurde und nun Knebels Geliebte ist. Goethe, der mit der Manufakturarbeiterin Christiane Vulpius einen siebenjährigen Sohn hat. Bergrat Johann August von Einsiedel, ein Bruder des Kammerherrn, der vor zehn Jahren mit «der kleinen Werthern» nach Afrika durchbrannte, nachdem sich seine Geliebte zum Schein für tot erklären und unter großer Anteilnahme der Weimarer zu Grabe tragen ließ. Richter staunt, lauscht – und genießt.

Charlotte sorgt auch dafür, dass er nach drei Tagen aus dem viel zu teuren «Erbprinzen» in das Haus von Ludwig von Oertel umziehen kann, einem Bruder seines Brieffreunds, des Leipziger Schriftstellers und Übersetzers Friedrich von Oertel. Zwei Zimmer nahe am Ilmpark stehen ihm zur Verfügung, sogar Briefcouverts liegen auf dem Schreibtischchen bereit. «In jedem Zimmer ein Licht – einen kehrenden, wichsenden, klopfenden Bedienten (an der Stelle meines frere ser-

vant) – alles, alles sogar der Nachtstuhl am Bette, bis auf die kleinste Aufmerksamkeit ist erschöpft».[7] Für Wein und Bier «zum Frühstück» sorgt Charlotte. Am Tag nach dem Umzug muss sie nach Jena, in ihrer Abwesenheit ersinnt Richter für sie wunderschöne, etwas komplizierte Liebesmetaphern: «du bist das Universum um mich und ich gebe deinem nahen Herzen alles, was der Geist um uns in meinem erschaft. Er ist ein Vulkan, aussen überschneit, innen vol geschmolzner Materie.»[8] Eine Woche mit ihr sind ihm zwanzig Jahre in seiner «Universalhistorie».

In der Hoffnung, Christoph Martin Wieland anzutreffen, fahren sie gemeinsam am 16. Juni nach Tiefurt zum Residenzschlösschen Anna Amalias. Wieland ist aber nicht da, sondern in Italien. Richter hinterlässt ein gedrechseltes Briefchen. Die alte Fürstin hat einen Blick für ungewöhnliche Menschen. Dieser schüchterne Romandichter gefällt ihr. Sie vergleicht ihn mit Haydn, mit Mozart – ein großer Künstler, ein einfacher Mann, ein angenehmer Gesellschafter. «Er ist so unschuldig wie ein Kind, und so befangen. Kommt er in Wortwechsel über gewisse Punkte, so sieht man offenbar, dass es ihm nicht um Worte oder Verteidigung seiner Meinung, sondern nur um die Wahrheit zu tun ist.»[9]

Noch immer ist die siebenundfünfzigjährige Anna Amalia der heimliche Mittelpunkt des höfischen Weimar. Nach dem frühen Tod des Herzogs Ernst August II. von Sachsen-Weimar-Eisenach hatte sie das Land bis zur Volljährigkeit des ältesten Sohnes Carl August sechzehn Jahre allein regiert, eine aparte Dame des ausgehenden Rokoko, die täglich in einer gläsernen Kutsche, aus der zu beiden Seiten ihr Reifrock ragte, zur Mittagstafel ins Stadtschloss gefahren kam, begleitet von einem opernhaften Aufzug von Heiducken, Dienern, Läufern und Hofzwerg, die zu den fliegenumschwärmten Dunghaufen vor den Häusern, zu den knietiefen Löchern in den Seitenstraßen kräftige Kontraste setzen. Als Landesherrin machte sie sich den Landständen mit aufklärerischen Ideen zur Einrichtung besserer Schulen und eines Geburtshauses unbequem, als Liebhaberin der Künste den Mitgliedern des Uradels in ihrem Regierungskabinett. Sie war es, die bürgerlichen Dichtern, Malern, Musikern den Zugang zu Kirchen- Hof- und Regierungsäm-

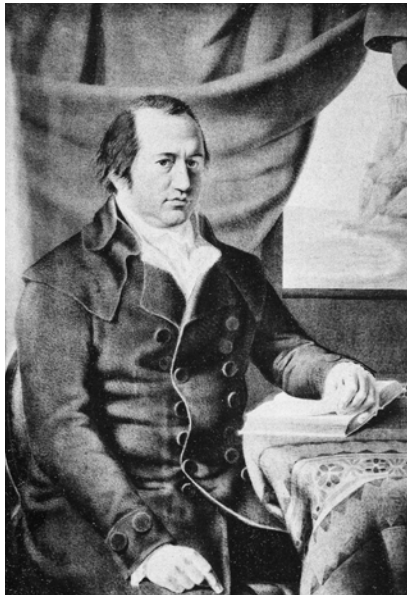
tern ermöglichte, durch die Goethe, Wieland und Herder nach Weimar fanden. Sie reiste gern, liebte Italien mit seiner leichten Lebensart und seinen Kunstdenkmälern, ließ Parks und Promenaden anlegen. Und sie war es letztlich, die das verschlafene Städtchen am Ettersberg, das bis 1776 nicht einmal eine Poststation hatte, zu dem machte, was Musenjünger an ihm rühmen werden: einem Memorial der schönen Künste zwischen Rokoko, Sentimentalismus und Klassik.

Zu einer Residenzstadt, wie es zur selben Zeit das hügelumkränzte Gotha mit seinem prachtvollen Schloss Friedenstein ist, wo Anna Amalias Gatte Ernst August Constantin als Pflegesohn der alten Herzogin aufgewachsen war, fehlt Weimar nichts als ein wohlhabendes Erwerbsbürgertum und ein sinnenfreudiger, weltoffener Hofadel. Von 6000 Weimaranern sind vier Fünftel Kleinbürger, Hofkanzlisten, Gastwirte und Bauern, die übrigen Sattler, Böttcher, Tischler, Schlosser und Stadtarme, die nicht mehr als 200 Taler jährlich haben, während der Wirkliche Geheime Rat von Goethe seit Jahr und Tag ein Jahresgehalt von 3100 Talern bezieht. Sachsen-Weimar-Eisenach ist mit rund 120 000 Einwohnern eines der kleinsten und jüngsten deutschen Fürstentümer. 1741 durch die Vereinigung von Sachsen-Eisenach und Sachsen-Weimar zustande gekommen, ist es eines von sieben Bruchstücken aus den Erbländern der ernestinischen Wettiner, der Nachkommen des sächsischen Kurfürsten Friedrich II., deren vier rivalisierende Herrscherfamilien nur darauf warten, in dem einen oder andern Nachbarstaat die Erbfolge anzutreten, sobald staatserhaltende Nachkommenschaft ausbleibt.

Den Hauptteil des Staatsbudgets von Sachsen-Weimar-Eisenach verschlingt die Hofhaltung. Herzog Carl August, seine Mutter und der jüngere Bruder Constantin haben jeder einen eigenen Hofstaat. Lakaien und Höflinge in Hofuniformen, gepuderten Perücken und Haarbeuteln promenieren wie vor fünfzig Jahren gemessenen Schrittes zwischen Ilmpark, Wittumspalais und Schloss über die Esplanade. Erst die junge Herzogin Luise, Carl Augusts Gemahlin, führte zum Unwillen ihrer Oberhofmeisterin schnelle, lange Morgenspaziergänge und Ritte in Weimar ein, und auch Schiller muss, wenn er nach Weimar kommt, seinen langen Beinen das Langsamgehen erst wieder beibringen.

Am 17. Juni 1796 ist Friedrich Richter bei Geheimrat von Goethe am Frauenplan zum Essen gemeldet. Ihm ist bange. Charlotte hat den Dichter als «kalt für alle Menschen und Sachen» geschildert und Richter auf «etwas Steifes, reichsstädtisch Stolzes» an ihm vorbereitet. Das schreckt den Besucher nicht; er könne ja, verspricht er, durch Trinken von viel Mineralwasser «ihm etwan im vortheilhaften Lichte der Statue» begegnen. Charlottes Rat befolgend, gibt sich Richter seinerseits steinern; ungerührt schreitet er die elegante Zimmerflucht ab, vorbei an italienischen Landschaften und antiken Skulpturen, dem Diener ins Gartenzimmer nach; «endlich trit der Gott her, kalt einsylbig, ohne Akzent: Sagt Knebel z. B., die Franzosen ziehen in Rom ein. ‹Hm!› sagt der Gott. Seine Gestalt ist markig und feurig, sein Auge ein Licht (aber ohne eine angenehme Farbe).» Durch die offenen Fenster duften südländische Kräuter und Blumen aus dem kleinen Hausgarten. Man setzt sich zu Tisch: mit steifem Rücken Richter, leutselig Kammerherr von Knebel, mit gesundem Appetit der stattliche Goethe. Man trinkt sich mit Champagner zu, man spricht über Kunst, «und – man war bei Göthe». Beim Kaffee liest der Hausherr – ein wohlgenährter und -gekleideter Endvierziger mit vollem Haar – den Gästen ein Gedicht vor.[10] Hingerissen lauscht der Gast aus Franken der klangvollen Stimme. «Sein Vorlesen ist nichts als ein tieferes Donnern, vermischt mit dem leisen Regengelispel: es gibt nichts Ähnliches.» Richters innere Bewegung malt sich so deutlich auf seinem Gesicht, dass er vom Hausherrn mit gerührtem Händedruck bedankt wird. Die Statuen haben sich bewegt. «Beim Himmel wir wollen uns doch lieben», jubelt Richter.[11]

Goethes Tagebuch vermerkt für diesen Tag: «Roman. Knebel und Richter von Hof zu Tische. Bohnen und Kressen unter den Topf.»[12] Goethe ist nicht der Mann, der sich krumm macht. Nicht vor Bewunderern, Kunstrichtern noch Höflingen in diesem kleinstädtischen Miniatur-Fürstentum. Ein reichsstädtischer Patriziersohn begnügt sich mit einem knappen Kopfnicken, verschränkt die Hände auf dem Rücken und nimmt es hin, dass man ihn landauf landab für einen Eisblock hält. Dass der große Goethe gewaltig «frisset», wie sich der schmächtige Franke nachher ausdrücken wird, bot künftigen Legenden nahrhafteren Stoff als ein nüchterner Hausökonom und ein halbverhungertes Genie bei



Johann Wolfgang Goethe, Gemälde von Heinrich Meyer, um 1795

literarischen Fachsimpeleien. Die übergroße Ehrfurcht fällt allmählich von ihm ab. Nur aus der Ferne glänzen die Sterne. «Kurz ich bin nicht mehr dum. Auch wird' ich mich jetzt vor keinem grossen Man mehr ängstlich bücken, blos vor den Tugendhaftesten.» Dass Herder, Wieland und Goethe, «die drei Thurmspizen unserer Litteratur», nicht sehr nah beieinander stehen, ist mit bloßem Auge erkennbar. Am 23. Juni ist Richter noch einmal bei Goethe geladen, der drei Tage später ins Tagebuch notiert: «Roman fertig». Es sind *Wilhelm Meisters Lehrjahre*.

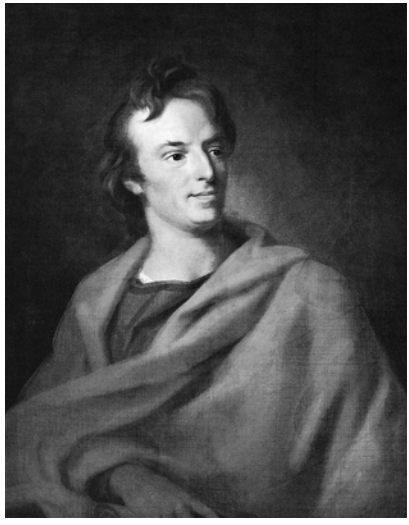
Der Erstürmer des Parnass fühlt sich in Weimar so wohl, dass er es nur aushält, wenn er sich die schönen Tage schon als vergangen denkt, um sie erinnernd genießen zu können. Alles entzückt ihn: Oertels Gesellschaft, der Ilmpark, die täglichen Besuche bei Herder. «Ich bin ganz glüklich, Otto, ganz, und nichts fehlet mir mehr in der weiten Welt als Du, aber auch nur Du.»[13] Das Glück hat einen Namen: Charlotte. Er ist mit Haut und Haaren an ihr «Felsen-Ich» geschmiedet. «[I]ch reiche dir die Hand über Zeit und Raum, es war eine Zeit, eh' ich dich kante und liebte; die Ewigkeit begint für die Liebenden. Sie ist der Stral, der das Unendliche erhelt und begeistert.» Und eine Woche später: «Der

Mensch bezahlt jede Freude mit einem doppelten Schmerz, dem der Sehnsucht und der Sättigung: nur mitten inne zwischen der Stunde, wo man das Sehnen fühlt, und der 2ten, wo man es befriedigt hat, liegt das Paradies, nämlich die 3te, wo man es befriedigt».[14] Ihre Empfindungen treffen sich auf asymptotischen Linien im Unendlichen.

Charlotte hat ihren Schützling bei Friedrich Schiller in Jena melden lassen, der mit Frau und Kindern bescheiden in einem Hinterhaus wohnt, zu dem man von der Johannisgasse durch einen Wirtschaftshof voll Fässer, Stiegen und Gerümpel gelangt. Vierzehn Tage zuvor ist Schiller Vater eines Söhnchens geworden. Richters erster Eindruck ist unsicher. «Seine Gestalt ist verworren, hart-kräftig, vol Eksteine, vol scharfer schneidender Kräfte, aber ohne Liebe. Er spricht beinahe so vortreflich als er schreibt.»[15] Goethe hat seinen Jenaer Freund beiläufig auf den merkwürdigen Besucher aus dem Vogtland vorbereitet – bis Mitte Juli ist Goethes *Wilhelm Meister* ausschließlicher Gegenstand ihres Briefwechsels. «Richter ist ein so kompliziertes Wesen, daß ich mir die Zeit nicht nehmen kann, ihnen meine Meinung über ihn zu sagen.» Man schätze ihn «bald zu hoch, bald zu tief, und niemand weiß das wunderliche Wesen recht anzufassen.»[16]

Man umkreist sich mit Worten, in breitem Schwäbisch der ernste, wie alle großgewachsenen Menschen leicht vornübergebeugte Schiller, ein Monument der Selbstbeherrschung, mit rollendem Zungenschlag der sprudelnde Franke. Dass Friedrich Richter einen Todkranken vor sich hat, der sich seit Jahren mit Tabak, Wein, starken Opiaten und Fiebermitteln über die wiederkehrenden «Anfälle» hinweghilft, welche ihn zwingen, seine Vorlesungen zu unterbrechen oder mitten in der Vorstellung das Theater zu verlassen, ist unübersehbar. Mit der freundlichen Einladung, gelegentlich für Schillers *Horen* Beiträge zu liefern, fährt er am nächsten Tag zurück nach Weimar.

Richter wäre ein brauchbarer Mann, urteilt Schiller Tage später gegenüber Goethe. Der brauchbare Mann bewegt die Einladung einige Tage in Kopf und Herz – und kommt nie wieder darauf zurück. Herder, den er liebt und verehrt wie einen Vater, ist mit dem *Horen*-Kreis zerstritten, nachdem ihm – nach hoffnungsvollen Anfängen mit eini-



Friedrich Schiller, Gemälde von Johann Friedrich Tischbein, 1806

gen Beiträgen über Homer und Ossian – Schillers Missfallen an seinem Aufsatz *Iduna oder der Apfel der Verjüngung* zu Ohren gekommen ist. Grund genug, sich nicht in den Streit der Weimarer Fraktionen hineinziehen zu lassen. Die Entzweiungen gehen zurück bis in den Frühling 1774, als der damals vierundzwanzigjährige Verfasser der *Leiden des jungen Werther* sich des klassizistischen Regiments des amtierenden Weimarer Literaturfürsten Christoph Martin Wieland auf die unglücklichste Art zu erwehren gesucht hatte, die einem jungen Dichter einfallen konnte: Mit dem Pasquill *Götter Helden und Wieland* verspottete er Wieland in aller Öffentlichkeit und bewies, dass auch er in «pasquinischer Manier» schreiben könne. Wieland hatte sich 1773 mit dem *Deutschen Merkur* eine publizistische Plattform gegen die *Frankfurter Gelehrten Anzeigen*, die Festung der Stürmer und Dränger, geschaffen. Es waren die goldenen Zeiten der deutschen Literatur. [17] «So große Köpfe und noch dazu eine solche Menge derselben wies außer Utopien noch kein Land auf als Deutschland von anno 1770 bis 1780», wird Friedrich Richter, der da noch als Tertianer die *Allgemeine Deutsche Bibliothek* durchbuchstabierte, seinerseits in den *Palingenesien* über die alten Götter spotten. «Daher verschattete damals einer den andern, der eine wurde nur zur Elle des andern gebraucht (denn Größe

ist relativ) […]. Hat nun ein ganzes Volk von Riesen die Vergrösserung eines Parnasses im Ernste vor und wirft jeder seinen Musenberg mit zu den Musenbergen der andern hinauf: so wird ja wohl ein solcher Parnaß am Ende selber ein Riese unter den Parnassen werden müssen. Und das wurde der deutsche dann wirklich, und zwar so sehr, daß mir, wenn ich oben auf ihm stand und mich umsah, der gallische nicht viel größer vorkam als dessen Fußtritt.»[18]

[…]

Mehr Informationen zu diesem und vielen weiteren Büchern aus dem Verlag C.H.Beck finden Sie unter: www.chbeck.de